

5-2017

## Erschaffung interkultureller Identität durch Sprachkontakte in den Texten von Yoko Tawada

Shihao Du  
*College of William and Mary*

Follow this and additional works at: <https://scholarworks.wm.edu/honorsthesis>



Part of the [Anthropological Linguistics and Sociolinguistics Commons](#), [First and Second Language Acquisition Commons](#), and the [German Literature Commons](#)

---

### Recommended Citation

Du, Shihao, "Erschaffung interkultureller Identität durch Sprachkontakte in den Texten von Yoko Tawada" (2017). *Undergraduate Honors Theses*. Paper 1109.  
<https://scholarworks.wm.edu/honorsthesis/1109>

This Honors Thesis is brought to you for free and open access by the Theses, Dissertations, & Master Projects at W&M ScholarWorks. It has been accepted for inclusion in Undergraduate Honors Theses by an authorized administrator of W&M ScholarWorks. For more information, please contact [scholarworks@wm.edu](mailto:scholarworks@wm.edu).

**Erschaffung interkultureller Identität durch Sprachkontakte in den Texten von  
Yoko Tawada**

A thesis submitted in partial fulfillment of the requirement  
for the degree of Bachelor of Arts in German Studies from  
The College of William and Mary

by

Shihao Du

Accepted for \_\_\_\_\_  
(Honors, High Honors, Highest Honors)

Veronika Jeltsch \_\_\_\_\_  
Type in the name, Director

Bruce B.Campbell \_\_\_\_\_  
Type in the name

Ronald Schechter \_\_\_\_\_  
Type in the name

Williamsburg, VA  
May 1, 2017

## Inhaltsverzeichnis

<b>1. EINLEITUNG.....</b>	<b>3</b>
<b>2. THEORETISCHE ORIENTIERUNG .....</b>	<b>6</b>
<b>3. ANALYSE: VON DER MUTTERSPRACHE ZUR SPRACHMUTTER.....</b>	<b>12</b>
3.1 PHASE I.....	12
3.2 PHASE II .....	15
3.3 PHASE III .....	18
<b>4. ANALYSE: DREI GEDICHTE.....</b>	<b>20</b>
4.1 <i>DIE ZWEITE PERSON ICH</i> .....	20
4.2 <i>DIE ZWEITE PERSON</i> .....	22
4.3 <i>DIE DRITTE PERSON</i> .....	24
<b>5. ANALYSE: SPRACHPOLIZEI UND SPIELPOLYGLOTTE .....</b>	<b>26</b>
<b>6. REFLEXION .....</b>	<b>34</b>
<b>7. SCHLUSSFOLGERUNG .....</b>	<b>37</b>
<b>VERZEICHNIS DER BENUTZTEN LITERATUR .....</b>	<b>39</b>
<i>PRIMÄRLITERATUR</i> .....	39
<i>SEKUNDÄRLITERATUR</i> .....	39
<i>INTERNET</i> .....	41

**Abstract** Mass migrations around our contemporary world enabled by the rapid technological development has rendered intercultural communication more profound than ever before. Unavoidably the traditional view of personal identity as a stable and determinate category becomes challenged by an emerging intercultural identity. This thesis attempts to investigate the creation of this very type of identity from the perspective of language contacts reflected in the literary works from Yoko Tawada. Tawada herself is a unique figure that stands on the very front line of cultural contacts in today's world, engaging herself intensively in transferring her own intercultural experiences, emotions, and insights into highly inspiring words of her literary works. In this research five of Tawada's short texts, including two essays and three poems, will be analyzed and compared with each other to support the argument that the creation of intercultural identity is in fact mediated by language contacts from different levels, thus proves to be unfolded in a sequential order.

## **1. Einleitung**

Die beschleunigte Erweiterung der verschiedenen Verkehrsnetze und die erstaunliche Weiterentwicklung der postindustriellen Kommunikationstechnologien erweitern die Lebenskreise moderner Menschen in einem Tempo, das noch nie in der Geschichte dagewesen ist. Kurzfristige Aufenthalte in abgelegenen Gebieten, die nur wenige Wochen oder Monate dauern, und schnelllebige Reisen, die mehrere Länder oder sogar Kontinente während der Urlaubszeiten überqueren, können die Bedürfnisse der Menschen leider nicht mehr befriedigen, sich über ein fremdes Land mehr zu erkundigen. Immer mehr Menschen haben sich zum Zweck der Arbeit, des Studiums, der Missionierens, der elterlichen Arbeitsveränderungen oder der

Verbesserung der Lebensbedingungen dafür entschieden oder sind dazu gezwungen, einen beträchtlichen Teil ihres Lebens als Bewohner in einem fremden Land zu verbringen, statt in jenem, in dem sie aufgewachsen sind. Heutzutage erlebt der Globus Weltbevölkerungswanderungen des massivsten Ausmaßes in der menschlichen Geschichte, die die Begegnungen zwischen Völkern unterschiedlicher kultureller Herkunft nicht nur häufiger als je zuvor, sondern auch intensiver machen. Infolgedessen beschränkt sich interkulturelle Kommunikation nicht nur auf die Bereiche von Sprachen, Glaubensvorstellungen, Philosophien, Technologien und Küchen, wie es geschehen ist und im Laufe der Geschichte immer noch geschieht, sondern weitet sich auch auf die Bereiche gesellschaftlicher Organisation, innerkultureller Diversifikation, persönlicher Weltanschauungen usw. aus. Die interkulturelle Kommunikation entwickelt sich zunehmend von einer öffentlichen Angelegenheit zwischen zwei oder mehr Kulturen zu einer Persönlicheren zwischen Individuen. Einerseits werden die kulturellen Kontakte auf dieser Ebene die kommunikativen Fähigkeiten der beiden Seiten herausfordern, Gedanken zu vermitteln, Konflikte zu lösen und gegenseitiges Verständnis zu erreichen; andererseits haben sie zugleich tiefgreifende Auswirkungen darauf, wie die Teilnehmer sich selbst begreifen. Mit anderen Worten, interkulturelle Kommunikation stellt unvermeidlich die Identität moderner Menschen in Frage.

Yoko Tawada ist eine einmalige Figur, die in der heutigen Welt auf der Vorderseite der kulturellen Kontakte steht und sich intensiv mit der Übertragung ihrer eigenen interkulturellen Erfahrungen, Emotionen und Einsichten durch hoch inspirierende Worte beschäftigt. Geboren und aufgewachsen in Japan lebt und arbeitet Tawada seit 1982 in Deutschland und schreibt kontinuierlich sowohl auf Japanisch als auch auf Deutsch als Dichterin, Schriftstellerin, Dramatikerin und Essayistin. Als Ostasiatin, die fast die Hälfte ihres Lebens in einer westlichen Gesellschaft verbrachte, und eine außergewöhnliche Weltbürgerin, die sich mühelos zwischen

Kontinenten, Kulturen und Sprachen bewegt, besitzt Tawada ein beeindruckendes interkulturelles Bewusstsein, das durch ihre literarischen und akademischen Praktiken lebendig wird. Auf entweder Deutsch oder Japanisch geschrieben, zeigen Tawadas Publikationen häufig eine sprachliche Kreativität oder sogar einen poetischen strukturellen Einfallsreichtum, die ihren Erzählungen ein Gefühl der Distanzierung von der Sprache verleihen, in der sie ursprünglich geschrieben wurden. Dies macht sie zu einer der markantesten Autoren in der gegenwärtigen deutschen Literaturlandschaft.

Meine Forschung wird sich auf die Moderation der persönlichen Identität konzentrieren, die die ständigen interkulturellen Kontakte begleitet, ein Thema, das Tawada häufig in ihren Essays und Romanen berührt. Insbesondere wird meine Arbeit sich mit der Erschaffung einer neuen interkulturellen Identität durch Sprachkontakte während interkultureller Kommunikation befassen, und dafür argumentieren, dass Sprachkontakte bei diesem Prozess eine unentbehrliche Rolle spielen. Mein Projekt zielt darauf ab, die folgenden Fragen zu beantworten: 1) Auf welche Weise werden in Tawadas Werken die persönlichen und kulturellen Identitäten ihrer Figuren durch Sprachkontakte moderiert oder verwandelt? 2) Wie geschehen diese Veränderungen im Laufe der Zeit? Und 3) Wie wirken sich diese Änderungen auf die betreffenden Subjekte aus? Um diese Probleme zu lösen, entwickle ich eine Hypothese der Erschaffung interkultureller Identität durch Sprachkontakte aus verschiedenen soziolinguistischen Theorien und Theorien des Spracherwerbs. Die Überprüfung dieser Hypothese wird dann auf Analysen ausgewählter Literaturwerke von Yoko Tawada durchgeführt, einschließlich *Von der Muttersprache zur Sprachmutter, Sprachpolizei und Spielpolyglotte* und drei Gedichte, namens *Die zweite Person Ich, Die zweite Person* und *Die dritte Person*. Abschließend werden die einzelnen Texte durch ihre Gemeinsamkeiten zusammengefügt, um meine These noch mal zu überprüfen und daraus das Fazit zu ziehen.

## 2. Theoretische Orientierung

Unter dem Begriff „Identität“ versteht man im Allgemeinen die Qualitäten, Glauben, Persönlichkeiten, Aussehen und/oder Ausdrücke, die eine Person oder eine Gruppe konstruieren. Alle diese Faktoren sind so fest in dem inneren Selbst einer Person verwurzelt oder in den Grundwerten einer Gemeinschaft festgelegt, dass man häufig dazu neigt, einen irreführenden Standpunkt einzunehmen, dass „Identität“ als etwas Unverändertes gilt und nach der Geburt einer Person ständig bei dem gleichen Aufbau bleibt. Im Fall der Gruppenidentität stimmt diese Annahme überhaupt nicht mit der Realität überein. Denn im Laufe der Geschichte verändert sich immer die Zusammensetzung einer bestimmten Gemeinschaft — es gibt Menschen, die aufgrund allerlei Gründe aus dieser Gesellschaft auswandern; gleichzeitig ziehen Leute aus anderen Kulturräumen in die Gemeinschaft wieder ein, die unterschiedliche Denkweisen, Bräuche und Technologie mitbringen, und dadurch auf ihre eigene Art und Weise die angesiedelte Gemeinschaft transformieren. Zugleich verwandelt sich auch die Mentalität der Mitglieder von der Gruppe je nach Generation, durch Begegnungen und Kontakte mit fremden Ideologien außerhalb der Gemeinschaft. Deshalb unterzieht sich die Gruppenidentität einem regelmäßigen Wandel im Ablauf der Zeit. Diese wechselhafte Natur gilt auch für die persönliche Identität. Aus einer psychologischen Perspektive bezieht sich eine persönliche Identität auf Selbstverständnis, Selbstwertgefühl und Individualität. Infolgedessen formuliert Weinreich die Definition von persönlicher Identität als:

The totality of one's self construal; in which how one construes oneself in the present expresses the continuity between how one construes oneself as one was in the past and how one construes oneself as one aspires to be in the future<sup>1</sup>.

Dementsprechend beschränkt sich individuelle Identität keineswegs auf den gegenwärtigen Zustand, sondern befindet sich in einem kontinuierlichen Prozess der Identitätsformulierung im Zusammenhang mit der Selbstbewertung der Vergangenheit und der Aussicht in die Zukunft. Im gleichen Sinne hält Clifford Identität für „conjectural, not essential“<sup>2</sup>, also liegt sie nicht in der Natur des Einzelnen, sondern wird unaufhörlich regeneriert.

Genau diese Betrachtung über Identität gewinnt immer mehr an Bedeutung in einer Zeit von weltweiter Multikulturbegegnung, deren transformative Änderung übt große Auswirkungen auf das Identitätskonstruieren von denjenigen aus, die in diese globale Welle verwickelt sind. Wie Clifford diese Einflüsse ausdrückt:

Intervening in an interconnected world, one is always, to varying degrees „inauthentic“: caught between two cultures, implicated in others. Because discourse in global power system is elaborated vis-à-vis, a sense of difference of distinctness can never be located solely in the continuity of a culture or tradition. Identity is conjectural, not essential<sup>3</sup>.

Wenn man Kontakte mit dem kulturellen Anderssein aufnimmt, fängt man mit dem Prozess an, sich zu transformieren. Durch die Begegnungen und Auseinandersetzungen mit den kulturellen

---

<sup>1</sup> Peter Weinreich, “The operationalisation of identity theory in racial and ethnic relations,” in *Theories of Race and Ethnic Relations*, ed. J.Rex and D.Mason (Cambridge: Cambridge University Press, 1986), 299.

<sup>2</sup> James Clifford, *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art* (Cambridge: Harvard University press, 1988), 11.

<sup>3</sup> James Clifford, *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art* (Cambridge: Harvard University press, 1988), 11.



Besonderheiten macht man sich allmählich mit den Werten, Weltanschauungen und Denkweisen der anderen Kultur vertraut und verinnerlicht unvermeidlich die Bestandteile davon, die einem am besten gefallen, oder bei denen man Intimität findet. Die Einnahme dieser kulturellen Neuigkeiten trägt schließlich dazu bei, die Identität der einzelnen Person nach und nach zu verwandeln. Die dadurch entstehende neue Identität wird sich sowohl von der Herkunftskultur als auch der fremden Kultur unterscheiden, denn sie besitzt die Bestandteile von den beiden, jedoch verfügt sie auch über Komponenten, an denen es den jeweiligen Kulturen fehlt. Deswegen wird die neue Identität von Clifford als „unauthentisch“ und „gefangen zwischen zwei Kulturen“ angesehen. Allerdings muss er anderswo auch zugeben, dass, ethnographisch betrachtet, Identität immer gemischt, relational und schöpferisch sein soll<sup>4</sup>. Weil es, wie zuvor schon bewiesen, von der Natur der Identität entschieden wird.

Während Kommunikation zwischen Kulturen durch unterschiedliche Mittel, z.B. Kunst, Musik, Religion und sogar Krieg, ermöglicht werden kann, erweist Sprache sich immer noch als das unmittelbarste und effektivste Medium, durch das die im Kontakt stehenden Parteien die verschiedenen kulturellen Elemente miteinander teilen und tauschen können. Denn es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, dass eine der wichtigsten Funktionen der Sprache darin besteht, menschliche Ideen und Konzepte zu vermitteln. Allerdings lässt sich die Sprache nicht in so einem kleinen Kreis von Bedeutungen abgrenzen, sondern dehnt sich aus und spielt eine aktive Rolle bei der Entwicklung von der angehenden interkulturellen Identität. Zu einem gewissen Grad wird sogar das Selbst in interkultureller Kommunikation ausschließlich von Sprache bestimmt, wie Kramsch in seinem Artikel behauptet: das sich in interkultureller Kommunikation befindende Selbst ist ein symbolisches, das von symbolischen Systemen wie Sprache konstituiert

---

<sup>4</sup> James Clifford, *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art* (Cambridge: Harvard University press, 1988), 10.

ist<sup>5</sup>. Dies liegt daran, dass Sprache eng mit Identität verbunden ist. Aus einer soziologischen Perspektive wird Identität als ein gesellschaftlich erzeugtes, reflexives, dynamisches Produkt der sozialen, historischen, und politischen Kontexte betrachtet, in denen der Einzelne aufgewachsen ist und vergesellschaftet wird. Anhand der Prozesse von Praxis, Indexikalität, Ideologie, und Aufführung hängt die sprachliche Verwendung einer Einzelperson, eine Reihe von sozial eingeschlossenen Tätigkeiten, mit ihrer eigenen Identität zusammen, und konstruiert und verwandelt die Letztere ständig<sup>6 7</sup>. Diese Identität, die eine Person in Bezug auf die Sprache bzw. Sprachen aufbaut, die er oder sie sich im Lauf seines oder ihres Lebens aneignet, wird von Forschern häufig als „language ego“ bezeichnet<sup>8</sup>. Wenn der Einzelne in einen anderen Kulturraum eintritt und anfängt, eine fremde Sprache zu beherrschen, um die interkulturelle Kommunikation voranzutreiben, folgt es dann notwendigerweise, dass sich seine Identität mit der Zeit auch an das sich verändernde linguistische Repertoire anpasst, und daraus eine neue Form von Identität ausbildet.

Diese Arbeit wird anhand eines von Yoko Tawada geschriebenen Textes, *Von der Muttersprache zur Sprachmutter*, die Erschaffung der neuen interkulturellen Identität durch Sprachkontakt zu analysieren. Tawada stammt ursprünglich aus Japan, aber ist schon vor mehr als 30 Jahren nach Deutschland eingewandert. Seitdem schrieb und veröffentlichte sie ständig literarische Werke sowohl im Deutschen als auch Japanischen, einschließlich Gedichte, Romane, Theaterstücke und Essays. Als eine asiatische Schriftstellerin, die sich auf Dauer in einer westlichen Gesellschaft aufhält, befindet Tawada sich an der vordersten Front der gegenwärtigen

---

<sup>5</sup> Claire Kramsch, “The symbolic dimensions of the intercultural,” *Language Teaching*, 44, 2011: 354.

<sup>6</sup> Mary Bucholtz and Kira Hall, “Language and Identity,” in *A Companion to Linguistic Anthropology*, ed. Alessandro Duranti (Chichester: Basil Blackwell, 2004), 377.

<sup>7</sup> Laura M. Ahearn, *Living Language: An Introduction to Linguistic Anthropology* (Chichester: Wiley-Blackwell, 2012), 3.

<sup>8</sup> Alexander Z. Guiora, “Language, personality and culture, or the Whorfian Hypothesis revisited,” in *On TESOL '81*, ed. M. Hines & W. Rutherford, TESOL (Detroit: Annual Conference of Teachers of English to Speakers of Other Languages, 1982), 169-177.

interkulturellen Kommunikation und versucht immer wieder ihre eigenen interkulturellen Erlebnisse, Empfindungen und Einsichten in literarische Worte zu verwandeln. Vor allem thematisieren viele literarische Werke Tawadas die Unbestimmtheit und Beweglichkeit der Identität im Prozess der interkulturellen Kommunikation. Holdenried weist darauf hin, dass Tawada schon in ihrem ersten auf Deutschen geschriebenen Text *Wo Europa anfängt* ihre „Zumutungen einer fixen Identität“ deutlich machte:

Auf der Überfahrt nach Europa beginnt jeder auf dem Schiff eine kleine Autobiographie, „als ob man sonst vergäße, wer man ist“, gleichzeitig beginnt jeder zu lügen; CV und Steuererklärungen sind die wesentlichen Selbstauskünfte einer Person<sup>9</sup>.

Für die Autorin gilt die Überfahrt nach Europa als ein abrupter Bruch mit ihrer ursprünglichen geschichtlichen, geographischen, und kulturellen Identität<sup>10</sup>. Besonders auffallend ist ihr Fokus auf die sprachlichen Kontakte und Konflikte, die im gewissen Sinne den Identitätswandel der Einzelnen bei den interkulturellen Begegnungen veranschaulichen. Für Tawada selbst, wie sie in einem im Hamburger Internationalen Maritimen Museum stattfindenden Gespräch verdeutlichte, sind ihre Muttersprache Japanisch und die ihr vertraute Fremdsprache Deutsch die zwei Ufer entlang eines Flusses wie der Elbe, die ihr „provisorische Positionen“ anbieten, um das dazwischen fließende Wasser zu beobachten. „Durch das Wasser entsteht ein Zwischenraum“, in dem sich eine weder japanische noch deutsche Perspektive herausbildet und „sehr unterschiedliche Bewegungen zeigen“ kann<sup>11</sup>. Deshalb erweisen sich Tawadas Werke als

---

<sup>9</sup> Yoko Tawada, *Wo Europa Anfängt & Ein Gast* (Tübingen: konkursbuch, 2014), 178-179.

<sup>10</sup> Sabine Fischer, "Yoko Tawada 1960-," in *Encyclopedia of German Literature*, ed. Matthias Konzett (Chicago: Routledge, 2000), <http://search.credoreference.com/content/title/routgermanlit>.

<sup>11</sup> Ortrud Gutjahr, "Über die Muttersprache als erste Fremdsprache und Kursänderungen," in *Yoko Tawada Fremde Wasser: Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*, ed. Ortrud Gutjahr (Tübingen: konkursbuch, 2012), 44.

optimales Material, durch das die Entstehung interkultureller Kommunikation untersucht werden kann.

Eine fremde Sprache zu lernen, wie es vorher schon nachgewiesen ist, bringt immer das Phänomen der Identitätsgenerierung mit sich. Die Erschaffung einer neuen Identität steht im Zentrum vom Erlernen einer Kultur, oder was man am häufigsten „Akkulturation“ nennt. Die Forscher im Bereich Fremdsprachenerwerb identifizieren mehrere sukzessive Stufen der Akkulturation, die von Brown wie im Folgenden zusammengefasst wird:

1. An initial period of excitement and euphoria
2. Culture stress or culture shock, erosion of self-esteem and security
3. Gradual recovery, adjustment to new ways of thinking, feeling, and acting
4. A final stage of adaptation/integration, acceptance of a new identity<sup>12</sup>

Basierend auf diesem grundsätzlichen Modell schlägt diese Arbeit spezifisch in Bezug auf die literarischen Werke von Tawada eine These vor, in der der Entstehungsprozess von interkultureller Identität in drei Phasen aufgeteilt wird, nämlich 1) die Begegnung des sprachlichen Andersseins, 2) die Auseinandersetzung und die Versöhnung mit dem Neuen und dessen Annahme, 3) und letztlich, die Vermischung von den verschiedenen Sprachegos und die daraus entstandene interkulturelle Identität.

---

<sup>12</sup> H. Douglas Brown, *Principles of Language Learning and Teaching (Edition 6)* (New York: Pearson Education ESL, 2014), 188.

### 3. Analyse: *Von der Muttersprache zur Sprachmutter*

Die Erschaffung einer neuen interkulturellen Identität, die aus den drei aufeinanderfolgenden Phasen besteht, lässt sich durch Tawadas *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* präzise verkörpern. In diesem Text beschreibt Tawada ihre Begegnungen und Umgang mit den verschiedenen Schreibzeugen, mit denen sie in täglichem Kontakt in ihrem ersten Jahr in Deutschland steht. Schreibzeuge gelten als normale Gegenstände, die man höchstwahrscheinlich in jedem Büro finden sollte. Dennoch ist die Beziehung zwischen ihnen und der Autorin, einer ausländischen Frau, die sich gerade in einer fremden Kultur ansiedelt, nicht einfach eine körperliche Beziehung, sondern auch „eine sprachliche“ Beziehung<sup>13</sup>. Durch die Begegnungen mit den sprachlichen Besonderheiten und die Auseinandersetzung entwickelt sich eine Mentalität gegenüber den gewöhnlichen Objekten, die der Autorin innovativ erscheint und zu der daraus entstehenden interkulturellen Identität beiträgt.

#### 3.1 Phase I

Tawadas Begegnungen mit dem deutschen Anderssein in ihrer Arbeitsumgebung, nämlich einem Büro, nennt sie „eine Kette rätselhafter Szenen“, die in jeden normalen Büroalltag eindringt<sup>14</sup>. Mit der Analogie einer „Kette“ hebt die Autorin bereits am Anfang ihres Essays besonders die Konnektivität ihrer nachstehenden sprachlichen Erlebnisse hervor. Damit betont sie, dass ihre „rätselhaften“ Begegnungen mit der deutschen Sprache, von denen sie in den folgenden Absätzen erzählen wird, nicht als isolierte Ereignisse betrachtet werden sollen, sondern als die miteinander verbundenen Elemente einer Kette, die sich aus den vorhergehenden Bestandteilen herausbilden und gleichzeitig die anschließenden Komponenten bedingen. In dieser

---

<sup>13</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 9.

<sup>14</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 9.

Hinsicht schafft Tawada eine gewisse Einheitlichkeit für ihre Erzählung und verweist im Voraus darauf, dass sich ihre Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache in verschiedene Phasen gliedert. Die „rätselhaften“ Einzelheiten stehen in so einem hellen Kontrast zu dem normalen Alltag, dass die Autorin „täglich über neun Stunden“ benötigt, um sich „von den vielen Eindrücken zu erholen“<sup>15</sup>. Dieses bestimmte Bedürfnis nach Erholung bringt die heftige Auswirkung auf Tawada hervor. Zum einen geht es natürlich um die physische Erschöpfung, denn die Japanisch-Muttersprachlerin muss unbedingt ihre für die Verarbeitung und den Ausdruck linguistischer Informationen zuständigen Organen an das deutsche Sprachsystem angleichen; zum anderen, und noch wichtiger, stehen auch die psychischen und emotionalen Strapazen der Autorin gegenüber, weil die Trennung von dem vertrauten japanisch-sprachigen Raum und der Kampf gegen die deutsche Unbekanntheit Tawadas Geist so anstrengen, dass sie zu der Höchstgrenze ihrer Nerven getrieben worden ist. Dieser aus sowohl physischem als auch psychischen Aspekt bestehende Einfluss auf die Schriftstellerin wird dann durch ein einzelnes Schreibzeug veranschaulicht, und zwar den Bleistift. Physisch gesehen, wie die Autorin selbst zugibt, unterscheidet sich ein deutscher Bleistift kaum von einem japanischen. Dennoch fängt die erste Phase der Entwicklung von einer neuen Identität erst an, als Tawada den Gegenstand bloß aus einer sprachlichen Perspektive betrachtet. Sobald die Autorin sich Gedanken über die deutschsprachlichen Eigenschaften dieses Bleistifts macht, ist sein deutsches Bild unvermeidlich auf Kollisionskurs mit dem japanischen, mit dem der Betrachter sich schon seit Jahren vertraut gemacht hat.

Die erste Kollision befindet sich natürlich auf der offensichtlichsten Ebene, der Etymologie, denn das Schreibzeug trägt ja unterschiedliche Namen in den zwei Sprachen — *Enpitsu* und *Bleistift*. Der Wechsel des Namens von *Enpitsu* zu *Bleistift* hinterlässt bei der Autorin

---

<sup>15</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 9.

ein gewisses Schamgefühl für ihre Aufgabe von der muttersprachlichen Bezeichnung des Gegenstandes, das vergleichbar mit dem Gefühl ist, als Tawada eine ihrer verheirateten weiblichen Bekannten „mit ihrem neuen Familiennamen ansprechen mußte“<sup>16</sup>. Durch dieses Gefühl zeichnet sich das Bedauern der Autorin über ihre allmählich verlorene von der japanischen Sprache konstruierte ursprüngliche Identität ab, das durch die Eindringung von und den Wettbewerb mit dem deutschen Anderssein herbeigeführt wird. Die teilweise gezwungene Aufnahme der deutschen Benennung von Bleistift gibt Anlass zur Entstehung eines Gefühls von Untreue bei der Autorin gegenüber ihren alten Bekannten. Ferner sieht der Vergleich zwischen der Umbenennung eines Objekts und der eines Menschen den Eindruck von einer ontologischen Veränderung des Objekts vor, die sich jedoch durch die nächsten zwei Differenzen bestätigen lässt, nämlich die Ebenen von Pragmatik und Grammatik. Der pragmatische Unterschied des Wortes zwischen dem deutschen und dem japanischen taucht durch das Verhalten einer Mitarbeiterin auf, die über ihren Bleistift schimpft und ihn dadurch personifiziert. Die grammatische Abweichung, auf der andern Seite, stützt sich auf die Tatsache, dass *Bleistift*, wie alle anderen Substantive im deutschen, ein Geschlecht besitzt. Beide Eigenschaften, also die Personifizierung und das Genus, verwundern die Autorin, deren orientalische Muttersprache nicht über diese Eigenschaften verfügt. Mit Hilfe von den zwei sprachlichen Differenzen verwandelt sich der deutsche *Bleistift* für Tawada wirklich zu einem anderen Gegenstand als sein ursprüngliches japanisches Gegenüber, weil er ihr plötzlich „lebendig“ vorkommt, statt ein lebloses Schreibzeug in ihrer Muttersprache zu sein<sup>17</sup>.

---

<sup>16</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 9.

<sup>17</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 11.

### 3.2 Phase II

Um weiter in diesem fremden Sprachraum zu überleben, in dem sich die Autorin niederlässt, versucht sie sich mit dieser sprachlichen Fremdheit zu versöhnen. Damit tritt die Gestaltung der interkulturellen Identität in die zweite Phase hinein. Dieser Prozess fängt mit der einfachsten Komponente an, und zwar dem etymologischen Unterschied. Es dauert eigentlich nur eine kurze Weile, bis Tawada sich daran gewöhnt, ein solches normale Schreibzeug von *Enpitsu* zu *Bleistift* umzubenennen, ohne sich darum zu bemühen. Der Wandel ist auf den ersten Blick nicht ganz herausfordernd, denn nur eine Seite des sprachlichen Zeichens verändert sich in diesem Prozess. Laut Saussure besteht jedes sprachliche Zeichen aus zwei Bestandteilen: dem Konzept, oder dem Zeicheninhalt, und dem Lautbild, oder der äußere Zeichenform. Das Erstere nennt Saussure das Bezeichnete (*signifié*) und das Letztere das Bezeichnende (*signifiant*)<sup>18</sup>. Beide Komponenten des sprachlichen Zeichens können sich überhaupt nicht voneinander zertrennen, wie die zwei Seiten eines Papiers—eine Seite kann einfach nicht ohne die andere existieren. Allerdings sind die zwei Bestandteile nicht aus irgendeinem natürlichen oder grundlegenden Grund miteinander verbunden, sondern aus purer Willkür. Man kann mit dem Zeichen *Baum* die Pflanze signalisieren, weil alle deutschsprachigen Menschen darin übereinstimmen, dass sich die Buchstabenreihe *Baum* mit dem Konzept der Pflanze verbinden soll. Diese Eigenschaft bezeichnet Saussure als die Willkürlichkeit des sprachlichen Zeichens<sup>19</sup>. Genau wegen dieser Eigenschaft macht sich der Wandel von dem japanischen *Enpitsu* zu dem deutschen *Bleistift* leicht. Beide Wortformen würden von Saussure als Bezeichnende eingestuft, die sich mit dem gleichen Konzept willkürlich verknüpfen: dem Schreibzeug mit einer Bleimine. Da die

---

<sup>18</sup> Ferdinand de Saussure, *Course in General Linguistics*, trans. Wade Baskin (Cambridge: Cambridge University Press, 2011) 67.

<sup>19</sup> Ferdinand de Saussure, *Course in General Linguistics*, trans. Wade Baskin (Cambridge: Cambridge University Press, 2011) 67.



Beziehung zwischen den Bezeichnenden und dem Bezeichneten nicht auf menschlicher Vernunft beruht, kann sie ohne große Mühen abgebrochen und durch eine andere ersetzt werden, wenn sie aus ihrem ursprünglichen Sprachkontext ausgenommen und in einen anderen importiert wird. In diesem Fall löst sich die japanische Verbindung, die die Autorin aus ihrer Muttersprache mitbringt, in einem deutschsprachigen Raum ab und wird inzwischen durch die deutsche Version vertreten.

Obwohl der Wandel scheinbar einfach aussieht, berührt er etwas Persönliches und Emotionales im Inneren, das der Autorin noch nicht ganz bewusst erscheint, aber sich schon teilweise durch den Vergleich zu dem Namenswechsel einer verheirateten Bekannten erahnen lässt, weil der Wandel trotz seiner linguistischen Erscheinung die Grenze sprachlicher Zeichen überschreitet und sich an die menschliche Beziehungsänderung angleicht. Dieser Effekt kann ebenfalls durch Saussures Theorie aufgeklärt werden. Für Saussure soll das Lautbild eines sprachlichen Zeichens nicht als ein materieller Klang betrachtet werden, der nur physische Eigenschaften besitzt, sondern als ein psychologischer Abdruck des Lautes, der Eindruck, der die äußere Form des Zeichens auf unsere Sinne macht<sup>20</sup>. Im Hinblick auf Tawadas Situation wird es daraus klar: obgleich das Japanische Lautbild leicht zum deutschen Gegenüber wechseln kann, sind die psychologischen Abdrücke, die die japanische Wortform im Laufe der Zeit im Geist der Autorin hinterlässt, dagegen viel schwieriger wegzustreichen. Diese hinterlassenen Effekte werden nach dem Namenswandel von Tawada aufgespürt und durch die Metapher des Schamgefühls bei der Umbenennung ihrer alten Bekannten herausgebracht. Somit verleiht der Wandel den Wörtern beider Sprachen zusätzlich eine menschliche Dimension und trägt gleichzeitig auch zu der Personifizierung des Objekts bei.

---

<sup>20</sup> Ferdinand de Saussure, *Course in General Linguistics*, trans. Wade Baskin (Cambridge: Cambridge University Press, 2011) 66.

Die Versöhnung mit den anderen zwei linguistischen Besonderheiten der deutschen Sprache verläuft jedoch nicht so glatt für die Autorin wie die erste. Die Personifizierung des Bleistifts von ihrer Mitarbeiterin versucht sie zunächst mit dem Konzept des „deutschen Animismus“ nachzuvollziehen, weil sie einfach Zweifel daran hat, ob sie die Wut ihrer Kollegin ernst nehmen sollte. Nach ihren Erfahrungen in ihrer ursprünglichen Kultur ist es doch völlig unbegreiflich, dass man „so ein starkes Gefühl für einen so kleinen Gegenstand empfinden“ kann. Aber die ernsthaften Worte und Gesicht, mit denen die Frau ihre Wut über das scheinbar unbelebte Schreibzeug verdeutlicht, überzeugen die Autorin, dass sie ihr ungewöhnliches Benehmen nicht als Scherz meint. Unzufrieden mit ihrer Annahme des Animismus wendet sich die Autorin an eine von sich selbst ausgedachte Theorie von Machtverhältnissen zwischen dem Bleistift und der Frau, die nur in der deutschen Sprache ermöglicht werden kann. Laut dieser Theorie bricht der Bleistift ständig seine Mine, um seiner Nutzerin zu widerstehen. Dementsprechend schimpft die Mitarbeiterin über den Rebellen, damit sie das vorherige Machtverhältnis wiederherstellen kann. Es gelingt schließlich der Autorin mit Hilfe ihrer eigenen Erfindung die außergewöhnliche deutsche Rhetorik zu verstehen.

Andererseits stellt das deutsche Genus Tawada auch vor eine große Herausforderung, die im Vergleich zu der Personifizierung der Worte vielleicht noch heikler ist, denn eine generelle Richtlinie gibt es hier jedoch nicht. Das einzige Hilfsmittel für eine Japanisch-Muttersprachlerin, diese sprachliche Schwierigkeit zu bewältigen, ist das natürliche Geschlecht, das auch in ihrer Muttersprache präsent ist. Deshalb bemüht sie sich darum, den „geschlechtslosen“ Bleistift „als ein männliches Wesen zu spüren“, wie sie das Geschlecht einer Menschengestalt als erstes wahrnimmt. Infolgedessen werden die verschiedenen Gegenstände im Büro „nach und nach sexualisiert“. In anderen Worten, das geschlechtliche Attribut inkorporiert sich wirklich in Tawadas Wahrnehmung der Gegenstände. Wiederrum führt dies auf ihren anfänglichen Eindruck

zurück, dass sich ihr Gefühl beim Namenswechsel des Bleistifts vom Japanischen zum Deutschen mit dem Gefühl, als sie ihre verheiratete Bekannte mit neuen Familiennamen anspricht, gleichsetzen kann. Denn die Sexualisierung der verschiedenen Bürogegenstände aufgrund der Aufnahme vom deutschen Genus in der Wahrnehmung der Autorin bestätigt einerseits die durch Animismus erzeugte Personifizierung von den sonst leblosen Objekten, andererseits auch die Entfernung des japanischen geschlechtslosen Urbildes von den Bürogegenständen. Durch die beiden Seiten prägt sich die Abtrennung von der ursprünglichen japanischen Identität und die anstehende Gestaltung neuer interkulturellen Identität aus.

Auf allen diesen drei linguistischen Ebenen bringt Tawada ihre eigenen Maßnahmen zum Einsatz, um sich mit dem sprachlichen Anderssein zu versöhnen, und hat zum Schluss in allen Fällen ihr Ziel erreicht. Aber der Prozess der Versöhnung stürzt gleichzeitig auch ihre in der Muttersprache verwurzelte Weltanschauung in gewissem Maße um und schafft eine ganz neue Mentalität, die der Vollendung der angehenden interkulturellen Identität zugrunde liegt.

### **3.3 Phase III**

Für Tawada weist Fremdsprachelernen nicht darauf hin, dass man sich ein neues sprachliches System allmählich aneignet, sondern „von der neuen Sprache adoptiert“ wird<sup>21</sup>. Um adoptiert zu werden braucht man, statt der eigenen Muttersprache, eine „Sprachmutter“, die aus Tawadas Sicht von einem weiblichen Wesen verkörpert wird—die Schreibmaschine. Das grammatische Geschlecht der Schreibmaschine wird wiederum von Tawada ausgenutzt, um daraus eine Menschenfigur zu gestalten. Dieses Mal eine Mutter, die fremdsprachige Kinder adoptiert und ihnen „eine zweite Kindheit“ schenkt. Diese Kindheit unterscheidet sich von der durch Muttersprache geprägten ersten Kindheit und baut durch die Begegnung und Versöhnung

---

<sup>21</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 13.

mit fremdsprachigen Elementen eine neue Identität auf. Diese neu entstehende Identität ist jedoch ganz anders als die der leiblichen Kinder der Sprachmutter, denn Wörter in der zweiten Kindheit haben ihre eigene Lebensgeschichte, die den leiblichen Kindern gar nicht erkennbar zu sein scheint.

Zwei Wörter von dieser Art sind für Tawada „Gott“ und „Es“. Deutsche Redewendungen, die das Wort „Gott“ enthalten, verwirren die Autorin immer noch; das Wort „Es“, dessen grammatische Funktion die Autorin verweigert, ist von einer Menge Bedeutungen aufgeladen. In beiden Fällen sind Tawadas eigene Eindrücke über die Wörter ungleich zu den von Muttersprachlern festgesetzten Regeln und dadurch befreien sich die Gedanken von der muttersprachlichen Bestimmung. Wie Fischer darauf hinweist, sind Wörter in der Muttersprache von jemandem zu eng mit bestimmten Bedeutungen verbunden, so dass es kaum Raum für „authorial creativity“ gibt; dagegen kann man die Wörter einer Fremdsprache von ihren Bedeutungen zertrennen und sie spielerisch machen<sup>22</sup>. Diese Befreiungsmentalität bringt Tawada durch die Metapher von „Heftklammerentferner“ zum Ausdruck. Dadurch entdeckt die Autorin die Veränderbarkeit von Sprache, „anstatt in ihren Konventionen gefangen zu bleiben“<sup>23</sup>. Durch die Herstellung künstlicher Fremdheit und den Metamorphosen der Sprache bewegt sich die Autorin „in einem experimentellen Raum zwischen den beiden Sprachen und den literarischen Gattungen“<sup>24</sup>. Damit erschafft sie eine neue Identität, die durch Zweisprachigkeit und bikulturelle Erfahrung charakterisiert ist.

---

<sup>22</sup> Sabine Fischer, "Yoko Tawada 1960-," in *Encyclopedia of German Literature*, ed. Matthias Konzett (Chicago: Routledge, 2000), <http://search.credoreference.com/content/title/routgermanlit>.

<sup>23</sup> Michaela Holdenried, "Eine Poetik der Interkulturalität? Zur Transgression von Grenzen am Beispiel von Yoko Tawadas Schreibverfahren und Sprachprogrammatisierung," in *Yoko Tawada Fremde Wasser: Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*, ed. Ortrud Gutjahr (Tübingen: konkursbuch, 2012), 181.

<sup>24</sup> Florian Gelzer, "'Wenn ich spreche, bin ich nicht da.' Fremdwahrnehmung und Sprachprogrammatisierung bei Yoko Tawada," *Recherches Germaniques*, 29, 1999: 67.

#### **4. Analyse: drei Gedichte**

Vielleicht gibt es keine anderen Wörter in einer Sprache, die mit der Identität einer Person so eng verbunden sind, wie die Personalpronomen. Vor allem sind die erste und zweite Person jedoch unzertrennbar von dem, wie wir uns identifizieren, weil die täglich von uns unvermeidlich benutzt werden, um uns selbst auszudrücken und jemanden anderen anzusprechen. Wenn es in unserer Sprache an dem „Ich“ und dem „Du“ fehlen würde, wären die zwischenmenschlichen Beziehungen, die sich unserer Gesellschaft als so unerlässlich erweisen, nicht zur Existenz gelangt. Selbstverständlich lässt sich die Wichtigkeit der Personalpronomen auch nicht nach, wenn man einem ganz neuen sprachlichen System begegnet. Ganz im Gegenteil scheinen diese kleinen Wörter, die wir wahrscheinlich in unserem ersten fremdsprachigen Unterricht schon erworben haben, umso bedeutungsvoller zu sein, denn die sind ja diejenigen Anhaltspunkte, die uns befähigen, uns in einer fremden Sprache zu orientieren und damit nicht zu verlaufen. Gleichzeitig dienen die Personalpronomen in einer Fremdsprache auch als einen der wichtigsten Ausgangspunkte, wo die Erschaffung einer neuen interkulturellen Identität anfängt, da die Pronomen, wie vorher schon gesagt wurde, fest an unsere Identität anhängen. Diese enge Beziehung lässt sich durch drei Gedichte von Tawada beweisen, in der sie mit den deutschen Personalpronomen umgeht. Wie die folgenden Absätze aufzeigen werden, gilt der drei-phasige Verlauf der Entstehung von interkultureller Identität auch für den Fall der Personalpronomen.

##### **4.1 *Die zweite Person Ich***

Tawadas Gedicht *Die zweite Person Ich* handelt von ihrer ersten Begegnung mit den deutschen Personalpronomen „ich“ und „du“, die dem Anfang der angehenden interkulturellen Identität entspricht. In dieser Phase steht man dem linguistischen Anderssein gegenüber und erlebt häufig einen unabsehbaren Kulturschock. Dies ist genau der Fall in diesem Gedicht von

Tawada. Es geht in dem kurzen Text um einen Wandel der Anrede für eine zweite Person: früher siezte die Autorin ihren Gesprächspartner, seit gestern spricht sie ihn aber mit dem Pronomen „du“ an<sup>25</sup>. Allerdings redet die Autorin sich selbst immer mit dem „Ich“ an trotz ihrer Umbenennung der anderen Person. Diese Ungleichheit in Anreden führt Tawada zur völligen Verwirrung, weil sie dazu tendiert, ihre eigene Anrede auch zu wechseln, jedoch vergeblich — im Deutschen gibt es leider kein anderes Pronomen für die erste Person als das Wort *ich*.

Äußerlich scheint dieses Problem einem Deutschmuttersprachler auf den ersten Blick eher winzig zu sein, da es immer unsere Einstellung gegenüber den anderen ist, die sich im Laufe der Zeit aufgrund des Intimitätsgrades ändern kann, aber nicht unsere Einstellung gegenüber uns selbst. Das „Ich“ bleibt stets unverändert. Dennoch aus einer japanischen Sicht ist der fragliche Punkt gar nicht so einfach, denn die Zahl des ersten Personalpronomens im Japanischen beschränkt sich nicht auf nur eines, wie im Deutschen, sondern man verfügt über mehr als zehn Pronomen, die dem deutschen „ich“ entsprechen. Normalerweise benutzt man einfach das Wort „私 (watashi)“, um sich auf sich selbst zu beziehen. Jedoch gegenüber einer höherstehenden Person wird je nachdem entweder „俺 (ore)“, „僕 (boku)“, „自分 (jibun)“, „小生 (shousei)“ oder „我輩 (wagahai)“ verwendet, so dass man damit eine höflichere Haltung darstellt. Andererseits verwenden manche ältere Männer manchmal das Pronomen „儂 (washi)“, wenn sie gegenüber Untergebenen stehen<sup>26</sup>. Bei den zweiten Personalpronomen auf Japanisch beläuft sich die Gesamtzahl auch auf circa zwölf, die je nach Kontexten und Geschlecht der

---

<sup>25</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 8.

<sup>26</sup> „Wie viele Ichs hat das Japanische?“ *Japanisch-Netzwerk*, accessed February 13, 2017, <https://www.japanisch-netzwerk.de/texte/ich.html>

Gesprächspartnerinnen oder des Gesprächspartners benutzt werden sollen, während es in der deutschen Sprache nur zwei gibt, „du“ und „Sie“<sup>27</sup>.

Wegen der großen Unterschiede in der Auswahl von Personalpronomen in den beiden Sprachen empfindet es die Autorin als unangenehm, wenn sie, eine geborene Japanerin, sich darum bemühen muss, sich dem deutschen System anzupassen. Diese Abweichungen weisen darauf hin, dass die Selbstvorstellungen, die man jeweils in den zwei Sprachen hat, sich voneinander unterscheiden—während das deutsche „ich“ einheitlich und unabhängig zu sein scheint, ist das „ich“ auf Japanisch eher relativ und flüssig und orientiert sich an der Position der Gegenseite. Wenn man von einem System ins anderen umwandert, wird man dazu gezwungen, das vorhandene Selbstbild zu rekonstruieren. Damit beginnt der Prozess der Gestaltung von einer neuen Identität.

#### **4.2 Die zweite Person**

In Tawadas Gedicht *Die zweite Person* setzt die Autorin sich wieder einmal mit den deutschen Personalpronomen auseinander. Von der frühzeitigen Verwirrung, die die Autorin bei der ersten Begegnung mit dem deutschen „Ich“ und „Du“ erlebt, geht sie zu einer offenen Konfrontation mit der deutschen Grammatik über. Der Konflikt läuft auf die Tatsache hinaus, dass die deutschen Personalpronomen (außer die dritte Person singulären Pronomen), anders als alle anderen Substantive im Deutschen, eigentlich nicht mit einem bestimmten grammatischen Genus ausgestattet sind, obwohl die Person, auf die sich das „Ich“ oder „Du“ bezieht, in der Wirklichkeit schon ein echtes Geschlecht besitzt. Dieses Geschlecht, auf das die Personalpronomen Bezug nehmen, wie Tawada später aufzeigt, bleibt jedoch nicht bei einer

---

<sup>27</sup> „Wie viele Ds hat das Japanische?“ *Japanisch-Netzwerk*, accessed February 13, 2017, <https://www.japanisch-netzwerk.de/texte/du.html>

einzigsten Art der Geschlechter, sondern ist auf das Geschlecht des Subjektes angewiesen und ändert sich deshalb ständig. Wenn man mit dem „Du“ eine Frau anredet, in Tawadas eigenen Wörtern, „dann ist dein ‘Du’ heute weiblich“<sup>28</sup>. Die Abwesenheit des Genus und gleichzeitig die Abhängigkeit von dem wirklichen Geschlecht des Subjektes führen zusammen dazu, dass die Personalpronomen niemals so eigenständig wie die anderen Substantive sein können. Vom Anfang an gelten das „Ich“ und „Du“ als ein untrennbarer Teil unserer menschlichen Identität. Allerdings wird die Identität einer Person nicht von einem einzigen Personalpronomen bestimmt, sondern befindet sich in einem ständigen Wechsel, wenn man in den durchaus komplizierten interpersonellen Beziehungen navigiert. Im Laufe des Wechsels übernimmt man verschiedene Rollen, die durch die Personalpronomen signalisiert sind, wenn man sich auf verschiedene Weisen benimmt. Deswegen ist man ein Ich „wenn sein Mund sich bewegt“; aber ein Du, „wenn seine Ohren mir zuhören“<sup>29</sup>. Die Identität einer Person durchgeht ständige Veränderungen im Verlauf der Unterhaltung und hängt davon ab, welcher Rolle man dazwischen spielt, eine Produktive oder eine Rezeptive.

Aus dieser engen Verbindung zwischen den Personalpronomen und der menschlichen Identität erschließt sich merkwürdigerweise die Auswirkung, dass sich die Eigenschaften der Personalpronomen zu einer gewissen Hinsicht umgekehrt auf uns übertragen. Zumal wird die „Geschlechtslosigkeit“, oder Geschlechtsflüssigkeit um genau zu sagen, von „Ich“ und „Du“, aus Tawadas Sicht, zum menschlichen Noumenon versetzt, obwohl das Geschlecht bei den Gefühlen und Emotionen des Menschen eigentlich eine Notwendigkeit ist, vor allem bei der Liebe<sup>30</sup>. In diesem Sinne deutet die „Geschlechtslosigkeit“ doch nicht auf den tatsächlichen Verlust des biologischen Geschlechtes hin, sondern die Identitätsflüssigkeit. In einer Zeit, wo das Privatleben

---

<sup>28</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 23.

<sup>29</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 23.

<sup>30</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 23.



einer Person durch eine Menge Kommunikationstechnologien bloßgestellt und unwiderstehlich an ihre Umgebung angeschlossen wird, neigt man dazu, die Grenzen seiner eigenen Identität in den umfangreichen Informationsströmen zu verwischen und sich damit zu einem Menschen zu verwandeln, dessen Identität sich immer in Bewegung befindet. Dies will Tawada uns durch ihre „Geschlechtslosigkeit“ von „Ich“ und „Du“ zeigen.

### **4.3 Die dritte Person**

Diese durch „Geschlechtslosigkeit“ der Personalpronomen „Ich“ und „Du“ verschleierte Identitätsflüssigkeit lässt sich in Tawadas folgenden Gedicht, namens *Die dritte Person*, zu einem völligen Wortspiel entwickeln. In *Die zweite Person* deutet die Autorin schon einmal darauf hin, dass die „Geschlechtslosigkeit“ der Personalpronomen „ein Genuss“ für sie ist, deren genaue Bedeutung den Lesern dieses Gedichts jedoch nicht ganz deutlich verlautet wird<sup>31</sup>. Erst in dem jetzigen Text bringt Tawada ihre eigentliche Absicht hervor. Um die „Geschlechtslosigkeit“ des „Ich“s und „Du“s hervorzuheben, setzt die Autorin „die erste und zweite Person“ mit „den dritten Personen“ auseinander. Während sich der „Er“ und die „Sie“ auf ihre entsprechende Weise bekleiden können, läuft das „Ich“ nackt herum, weil sein eigenes Geschlecht ihm nicht bewusstgemacht wird—es kann sowohl mit männlichem als auch weiblichem Namen genannt werden. Aus dem gleichen Grund kann das „Du“ auch nicht einen bestimmten Elternteil ertragen oder einen gewissen Teil der Geschlechtsorgane tragen wie der „Er“ und die „Sie“. Die einzigen Gegenstände, die dem „Du“ mit Sicherheit gewährt sind, sind leider nur die Buchstaben D und U<sup>32</sup>. Mit diesen Vergleichen stellt Tawada die „Geschlechtslosigkeit“ der Personalpronomen „Ich“ und „Du“, mit der sie sich in dem früheren Gedicht befasst, wieder einmal in den Vordergrund.

---

<sup>31</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 23.

<sup>32</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 24.

Dieses Mal versteckt Tawada ihre wahre Absicht nicht mehr hinter der Kulisse, sondern schildert sie explizit mit zwei witzigen Illustrationen:

„Ich“ muss keine Steuern zahlen, denn ICH ist kein bürgerlicher Name;

„Du“ musst nicht zur Bundeswehr. Ein Soldat, der DU heißt, tötet nicht<sup>33</sup>.

Steuern zahlen und Bundeswehrdienst sind im Grunde genommen Pflichte eines Bürgers von der Bundesrepublik, die unabdingbar erfüllt werden müssen. Allerdings gelten diese Pflichte, aus Tawadas Sicht, jedoch nicht für das „Ich“ und „Du“, weil sie für diese Verpflichtungen ganz und gar nicht qualifiziert sind - „Ich“, wie vorher schon klargemacht wurde, trägt keinen bestimmten bürgerlichen Namen, deshalb ist es nicht dazu verpflichtet, bürgerliche Pflichte zu pflegen; „Du“ begegnet immer wieder einem anderen „Du“. Wenn es das andere auch mit dem gleichen Namen ansprechen muss, ist es dazu nicht fähig, den Gegenüberstehenden zu töten. Durch die Inszenierung der zwei Personalpronomen in unserem alltäglichen Leben versucht Tawada ihren Lesern wiederum die Idee von unserer eigenen Identitätsflüssigkeit zu vermitteln. Im Alltagsleben besitzt jeder von uns seinen festgelegten Namen, und von den Namen hinaus spielen wir unsere jeweilige Rolle und daraus gestalten unsere eigene Identität in der Gesellschaft. Aber gleichzeitig verlieren wir durch die geschlechtslosen Pronomen, mit denen wir uns selbst und die anderen bezeichnen, den Rahmen, der uns von den anderen abgrenzt, somit entsteht für jeden eine unbestimmte und sich ständig verwandelnde Identität, die die vorherige in unseren Namen fest verankerte Version ersetzt.

Die Tatsache, dass Tawada in ihrem Gedicht überhaupt durch die deutschen Personalpronomen auf die unbestimmbare Essenz unser Identität hinweisen kann, zeugt auch von

---

<sup>33</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 24.

ihrer eigenen Identitätsflüssigkeit. Von ihrem ersten Gedicht *Die zweite Person Ich* über *Die zweite Person* bis zum jetzigen *Die dritte Person*, unterzieht sie sich schrittweise einem Identitätswandel und landet auf der Erscheinung einer neuen interkulturellen Identität in sich selbst. Anfangs verwirrt sie die beschränkte Auswahl der Personalpronomen in der deutschen Sprache; nachdem sie sich an dem deutschen System gewöhnt hat, versucht sie sich mit einem spezifischen Aspekt der deutschen Personalpronomen, der Geschlechtslosigkeit, zu versöhnen, aber vergeblich; Am Ende entdeckt sie doch noch den „Genuss“ davon, mit dieser Einzelheit der deutschen Grammatik zu spielen und damit ihre Einsicht in die Menschheit zu werfen. Dieser ergebende Zustand entspricht genau der endlichen Phase der Gestaltung einer interkulturellen Identität, wo ein Einzelner aus seiner fremden und außenseitigen Perspektive eine andere Sprache und Kultur kreativ interpretiert und diesen von sich selbst erzeugten Teil des Andersseins verinnerlicht.

##### **5. Analyse: *Sprachpolizei und Spielpolyglotte***

Tawadas einzigartige Perspektive, die ihr ihre durch Konfrontation und Versöhnung mit der deutschen Sprache erworbene interkulturelle Identität im Laufe der Zeit verschafft, prägt sich in ihrem Werk *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* ausführlich aus. *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* gilt jedoch nicht als ein kompakter Text, der aus einer einzigen Handlung besteht, sondern eine Sammlung von mehreren kleinen Texten, die inhaltswise nicht unbedingt miteinander in Beziehung stehen. Gleichwohl thematisieren alle diese Bestandteile die Problematik der Sprachregeln, oder nach Tawada „Spielregeln“, von sowohl der Muttersprache der Autorin als auch ihrer Zweitsprache. Durch die verschiedenen im Text erwähnten Sprachregeln ruft Tawada den Zusammenstoß zwischen denjenigen, die sich fromm an den

sprachlichen Vorschriften festhalten und die Sprache anderer Menschen auch kontrollieren möchten, und den anderen, die lieber an den „Spielregeln“ herumspielen, ohne die sogenannte „korrekte“ Sprache einzuhalten, hervor. Die Ersteren nennt Tawada *Sprachpolizei*, und die Letzteren *Spielpolyglotte*. Dabei werden die vielfältigen Textteile anhand eines durch den Texttitel klargestellten Themas vereinigt. Sich mit den *Spielpolyglotten* gleichsetzend, übt die Autorin durch ihr spielerisches Schreiben Kritik an der vorgeschriebenen Regelung der *Sprachpolizei*, deren Befugnis die Existenz einer flüssigen interkulturellen Identität bedroht.

Die zwei Teile des von Tawada selbst erzeugten Wortes *Spielpolyglotte* verraten bereits seine tiefere Bedeutung: wenn man sich mit mehreren Sprachen auskennt, dann wird man fähig sein, bestimmte Spiele zu genießen. Hier geht es zweifellos um die Spiele mit den sprachlichen Regeln. Regeln einer Fremdsprache werden einem im Verlauf des Sprachlernens von Sprachlehrern und Sprachlehrerinnen vermittelt. Aber Regeln aus der Muttersprache von jemandem erkennt man erst nachdem man sich in die Außenseite hineinversetzt, d.h. wenn man seine eigene Sprache aus der Perspektive anderer Sprachen betrachtet. Deshalb stehen die Sprachenspiele nur den Polyglotten zu, weil ihre Mehrsprachenfähigkeit ihnen die Einsicht in ihre Muttersprachen zur Verfügung stellt.

Mit genau dieser Gesinnung fängt Tawadas *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* an: anders als *Sprachmutter* und die drei Gedichte der Personalpronomen richtet sich die Autorin dieses Mal nicht mehr nach dem Deutschen, sondern beschäftigt sich merkwürdigerweise mit ihrer eigenen Sprache. Mittels der Formulierung mehrerer Fragen vermisst Tawada die japanische Sprache gegen spezifische deutsche Maßstäbe, als ob sie eine Deutschmuttersprachlerin wäre. Es fehlen der japanischen Sprache leider alle grammatischen Merkmale, die ihr deutsches Gegenüber zu einer regeltreuen Sprache macht—Genus, Plural und Singular, Deklination, Präpositionen und Artikel. Damit wird die anfängliche Frage des Textes scheinbar gerechtfertigt: „Hat die

japanische Sprache auch Grammatik oder sprechen die Leute ohne Regeln?“<sup>34</sup>. Aus der Sicht einer Außenseiterin zieht Tawada mit ihren rhetorischen Fragen die Regelmäßigkeit ihrer Muttersprache in Zweifel. Gleichzeitig funktioniert dieses Fragezeichen auch als Satire auf die Auffassung der europäischen Sprachwissenschaftler vom 19. Jahrhundert, die alle nicht-indogermanische Sprachen als unlogisch und grammatisch gesehen primitiv beurteilten. Denn sprachliche Regeln gibt es ohne Frage auch im Japanischen. Die verschiedenen Zählwörter nimmt Tawada als ein gutes Beispiel dafür: während Schokolade im Deutschen mit sowohl dem unbestimmten Artikel *eine*, als auch dem Nomen *eine Tafel* gezählt werden kann, verfügt Japanisch nur über das zweite Mittel. In der Tat benötigen alle Substantive im Japanischen die Hilfe eines anderen Substantives, das die Eigenschaften des betreffenden Objektes beschreibt, falls sie von einer bestimmten Zahl begleitet werden sollen. So ist ein Auto im Japanischen immer ein 台<sup>35</sup> Auto. Der Gebrauch dieser Zählwörter ist nicht ganz voraussagbar, und deswegen müssen sie für jedes einzelne Substantiv auswendig gelernt werden.

Der deutschen Sprache fehlt es natürlich auch nicht an grammatischen Regeln, immerhin ist die deutsche Grammatik für ihre zahlreichen Regeln berühmt. Jedoch fallen einer Außenseiterin wie Tawada immer wieder Besonderheiten auf, die ein Muttersprachler leicht übersehen würde. In ihrem Text setzt Tawada sich genau mit einem nicht ganz bemerkenswerten Aspekt der deutschen Sprache auseinander, nämlich die Worttrennung. Für diejenigen, in deren Muttersprachen oder später erworbenen Fremdsprachen die Wörter immer getrennt geschrieben werden, scheint die Worttrennung vielleicht nicht besonders auffallend zu sein, denn dadurch „weiß [man], wo ein Wort endet und wo das nächste beginnt“<sup>36</sup>. Aber als Japanisch-

---

<sup>34</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 25.

<sup>35</sup> dai, Zählwort für Fahrzeuge und Maschinen.

<sup>36</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

Muttersprachlerin wird die Autorin diese Regelung bestimmt nicht als selbstverständlich bezeichnen, da genau das Gegenteil davon für Japanisch als Standard vorgeschrieben wird - Wörter müssen ohne Lücken dargestellt werden wie „eine lange Nudel“<sup>37</sup>. Um diese Einrichtung anschaulich zu verkörpern verknüpft Tawada die Schreibweise der Phrase „Rad fahren“ mit der entsprechenden tatsächlichen Aktivität. „Rad fahren“ und „Radfahren“ sind im Grunde genommen das gleiche Wort, die aber verschiedene grammatische Zwecke bedienen: das Erstere ist eine Objekt-Verb Phrase, dagegen ist das Letztere ein substantiviertes Verb. Allerdings werden die Beiden von Tawada auf eine besonders kreative Weise wieder interpretiert: Wenn man die Wörter getrennt schreibt, dann fahren die Leute mit Fahrrädern; wenn man sie aber zusammenstellt, dann fahren zwei Menschen mit einem Tandem. Selbst wenn Tandem fahren von der Polizei verboten ist, wird es damit nichts ändern können - „Wir sind immer mit einem Tandem unterwegs gewesen. Wir können nicht unser Rad durch zwei teilen“<sup>38</sup>. Mit dieser unveränderbaren Tatsache verweist die Autorin darauf, dass sich die Schreibweise einer Sprache, wie die zuvor erwähnten japanische Zählwörter, als komplett willkürlich erweist. Demzufolge öffnet Tawada eigentlich die Möglichkeit, diese arbiträren Regeln nicht sorgfältig zu befolgen.

Bei näherer Betrachtung findet Tawada heraus, dass die von Menschen ausgedachten Sprachregeln manchmal sogar miteinander in Widerspruch stehen und beruhen dadurch nicht unbedingt auf purer Logik. Die Worttrennung wird wieder einmal von der Autorin als Beispiel genommen: wenn alle Wörter getrennt geschrieben werden müssen, dann ist jede zusammengeschiedene Reihe von Buchstaben ein einziges Wort, das man in der Regel nicht auseinandernehmen darf. Jedoch gibt es paradoxerweise trennbare Wörter in der deutschen

---

<sup>37</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

<sup>38</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

Sprache. „Wenn ein Wort trennbar ist, ist es kein Wort mehr, sondern zwei Wörter. Warum spricht man nicht von einem *fusionierbaren* Verb und einer untreuen Präposition anstatt von einem trennbaren Verb?“<sup>39</sup>. Hier schlägt die Autorin eine alternative Namensgebung für die deutschen trennbaren Verben vor, die offensichtlich der deutschen Schreibkonvention besser passt als der offizielle Name. Ebenfalls widersprüchlich und umso geheimnisvoller ist das Wort „Elefant“. Wie Tawada im Text aufzeigt, gibt es allerlei Adjektive auf Deutsch, die auf „ant“ enden, „wie zum Beispiel signifikant, redundant, elegant oder arrogant“. Aber keiner zweifelt daran, dass der „ant“ enthaltende Elefant definitiv ein Substantiv statt Adjektiv sein muss<sup>40</sup>. Dieser augenfällige Verstoß gegen die Regel zeugt noch einmal von der Willkürlichkeit der Sprachregeln. Widersprüchlichkeiten wie diese tragen dazu bei, dass sich die Glaubwürdigkeit und die Legitimität der Sprachregeln in den Augen der Autorin allmählich vermindern.

Diese sinkende Tendenz erreicht ihren Tiefpunkt, als Tawadas deutsche Freunde die Unentbehrlichkeit der Sprachregeln verteidigen und ihr mit Isolierung drohen. Dazu macht sie eine enttäuschende Bemerkung: „Demokratische Freunde verkaufen dir den Zwang als Spielregeln“<sup>41</sup>. Demokratische Freunde sollten ihr eigentlich die Sprachregeln nicht aufzwingen, sondern damit demokratisch umgehen. In der Wirklichkeit machen sie sich jedoch mit dem sprachlichen „Zwang“ zu Sprachpolizisten, setzen sich dadurch auf die Gegenseite der Demokratie, auf der sich die Autorin jetzt befindet, und verlieren somit den politischen Vorsprung und das Mitspracherecht<sup>42</sup>. Im gleichen Sinne werden die Sprachregeln ebenfalls von Tawada in etwas Undemokratisches umgewandelt. Demzufolge wird ihr Kampf gegen sie gerechtfertigt.

---

<sup>39</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,“ in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

<sup>40</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,“ in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 30.

<sup>41</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,“ in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 28.

<sup>42</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,“ in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 28.

Nach Tawada sollten die Sprachregeln überhaupt nicht als der „Stab der Sprachpolizei“ missbraucht werden, um andere Menschen zu verfolgen, sondern einem anderen Zweck dienen - „Wenn du eine kurze Zunge hast und das Wort ‘Spielregel’ ganz schnell aussprichst, hört es sich an wie ‘Spiegel’“<sup>43</sup>. Anhand der Angleichung an einen Spiegel weist Tawada darauf hin, dass Sprachregeln auch die Eigenschaften des Spiegels in sich ausfindig machen könnten, nämlich als ein Ding zu fungieren, in dem man sich selbst betrachten und reflektieren kann. Mit anderen Worten sind die Regeln einer Sprache tatsächlich nicht für jemanden anderen vorbereitet, sondern für die Sprecher der Sprache selbst, damit ihnen ihre eigene durch die Sprache etablierte Weltanschauung und Identität sichtbar und verständlicher werden können. Dementsprechend sind Sprachregeln entstanden, und genau auf diese Weise sollten sie von den Menschen benutzt werden.

Tawada selbst setzt dieses Konzept von der Funktion der Sprachregeln in die Praxis um. Sie beschreibt ihren Umgang mit den Sprachregeln als eine sich auf ihrem Schreibtisch befindende Landstraße, auf der „ein Kaffee ohne Tasse oder ein Nebensatz ohne Komma“ fährt<sup>44</sup>. Die zwei Beispiele werden ausgerechnet als Inbegriffe der Sprachregeln beider der Autorin vertrauten Sprachen, Japanisch und Deutsch, ausgesucht - im Japanischen muss man das Substantiv „Tasse“ benutzen, um „Kaffee“ zu zählen; im Deutschen ist das Komma vor einem Nebensatz ein Muss. Aber bei der Autorin sind beide Regeln nicht mehr gültig, denn beide Regeln spiegeln nur ihren jeweiligen sprachlich bedingten unsichtbaren Denkmodus wider, durch den die Muttersprachler beider Sprachen unbewusst ihre Umgebung im Kopf organisieren. Wenn man jedoch die zwei Denkmodi zusammenstellt, dann erkennt man sofort die Unterschiede und

---

<sup>43</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 28.

<sup>44</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.



die vorher unsichtbaren Weltanschauungen werden dadurch durchsichtig. Infolgedessen wird man nicht mehr von seinem vererblichen vorgegebenen Denkmodus beschränkt, und die Wörter dürfen „frei“ fließen. Die gleiche Flüssigkeit gilt auch für die trennbaren Verben. Das getrennte Paar sollte wieder zusammengebracht und das untrennbare Paar unbehindert getrennt werden. Dies „sind weder Aufgaben eines Linguisten noch eines Therapeuten“<sup>45</sup>, sondern stehen jedem zu, der sich nicht von einer einzigen festgelegten Linie begrenzen lassen will. Deshalb versucht die Autorin das Gesetz zu übertreten, „wie man einen Stein übertritt“<sup>46</sup>. Statt der konventionellen Phrase „das Gesetz übertreten“ verwendet Tawada absichtlich die trennbare Version vom Verb, damit die Bedeutung des Satzes von „verstoßen gegen das Gesetz“ zu „das Gesetz umgehen oder vermeiden“ wird. Sowohl durch die Formulierung als auch durch den Inhalt des Satzes verdeutlicht Tawada ihre Absicht, mit den Sprachregeln zu spielen. Mit dieser Innovation erzeugt die Autorin ein Wortspiel, das reich an Bedeutungen ist, aber gleichzeitig auch grammatisch perfekt bleibt.

Allerdings erduldet die Willkür der Sprachpolizei den Versuch von Tawada nicht, spielerisch mit den Sprachregeln umzugehen. Weil, aus der Perspektive der Sprachpolizei, die Sprachregeln nur als Waffen verwendet werden dürfen, um andere Leute zu bestrafen. Deshalb hat die Autorin keine andere Wahl, als aggressiv gegen die Sprachpolizei vorzugehen - „Ich breche die Grammatik durch, den Stab der Sprachpolizisten. Ich durchbreche die Schlachtlinie und finde dort meine Feinde.“ Statt das Gesetz zu „übertreten“, wie sie es vorher verkündete, entschließt sich Tawada jetzt dazu, sich direkt mit der „Gewalt“ der Sprachpolizei zu konfrontieren und ihr Verbrechenwerkzeug, die Sprachregeln, zu zerstören, ohne weiterhin

---

<sup>45</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

<sup>46</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 27.

Rücksicht auf die Grammatikalität zu nehmen: „Wie sehen sie aber aus? Ich muss sie erst erfinden. *Ich finde sie er*. Ich verstehe sie nicht. *Ich stehe sie nicht ver*. Ich spreche sie nicht an. *Ich anspreche sie*“<sup>47</sup>. Der deutschen Grammatik widersprechend, teilt Tawada in ihren Erfindungen zwei untrennbare Verben und setzt regelwidrig ein getrenntes Paar wieder zusammen. Anhand des Vergleiches mit den dabeistehenden grammatischen Versionen wird die Auffälligkeit ihrer Innovationen immer mehr betont. Abgesehen von der Ungrammatikalität sind die Sätze trotzdem leicht zu verstehen, damit kreierte die Autorin eine scheinbar chaotische Welt, in der sich die Wörter unkontrolliert bewegen dürfen, aber dennoch ihre Rollen in den Sätzen immerhin erfüllen können. Auf diese Weise stellt sie den Existenzwert der „Spielregeln“ in Frage.

Tawadas Kritik an dem Missbrauch der Sprachregeln von der sogenannten „Sprachpolizei“ geht über die linguistische Grenze hinaus und bezieht sich auf die Identitätsvorstellung in einer Zeit von massiven und scheinbar ungesteuerten Grenzübergängen. Sprachen sind eng mit der Identität der Menschen verbunden, denn die signalisieren die Herkunft, die Gesellschaftsschicht, den Familienhintergrund, die Bildungserlebnisse und so weiter von einer Person. Eine bestimmte Sprache wird beinahe mit einem bestimmten Volke gleichgesetzt—die Deutschen müssen Deutsch sprechen, die Japaner nur Japanisch, und die Türken Türkisch. Die verschiedenen Sprachen der Welt dürfen nicht miteinander verwischt werden, genauso wie die entsprechenden Völker sich eindeutig voneinander unterscheiden müssen. Diese obsessive Vorstellung von Identität, wie Teraoka in seinem Aufsatz über Arjounis Krimiserie klarmacht, reflektiert eine tief verwurzelte Gewohnheit der Menschen, die kulturellen und nationalen Identitäten als stabile, determinierte und unveränderbare Kategorien betrachtet und die Idee von einer relationalen, provisorischen, durchdringbaren und flüssigen Vorstellung von Identität

---

<sup>47</sup> Yoko Tawada, „Sprachpolizei und Spielpolyglotte,” in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* (Tübingen: Konkursbuch, 2007), 28.

ablehnt<sup>48</sup>. Diese Denkgewohnheit wird von Tawada durch Sprachregeln in ihrem *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* problematisiert, denn Sprachregeln bestimmen die grammatische Verwendung sprachlicher Zeichen, dadurch definieren sie unmittelbar die Grenzen von sowohl den einzelnen Sprachen als auch den durch Sprache konstruierten Identitäten. In der Gegenwart, wo sich eine massive Menge von Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Hintergründen um die Welt bewegt und die traditionellen nationalen Grenzen überschreitet, ist das Konzept starrer Identität immer schwieriger geworden und wird von immer mehr Menschen verweigert. Stattdessen ist eine interkulturelle Identität unter den Menschen entstanden und gewinnt allmählich an Popularität. In diesem Kontext richtet Tawada ihren heftigen Angriff gegen die Sprachpolizei, weil sie im Inneren nicht nur den „unkorrekten“ sprachlichen Gebrauch anderer Menschen kontrollieren will, sondern auch ihre flüssigen Identitäten. Sie will durch ihre Durchsetzung sprachlicher Regeln die Identitäten von den anderen in bestimmten Kreisen beschränken, damit sie ihre Mitmenschen nach ihren Sprachen kategorisieren und identifizieren kann. Deshalb ist sie, um es genau zu sagen, „Identitätspolizei“.

## **6. Reflexion**

Ein wiederkehrendes Thema, das Tawada in allen ihren oben erwähnten literarischen Werken in den Vordergrund stellt, ist ihre Auseinandersetzung mit dem grammatischen Genus in Bezug auf die biologischen Geschlechter und der daraus entstehende Genuss. Es ist jedoch nicht besonders überraschend, dass die Autorin einen großen literarischen Wert auf das Genus legt, denn es gilt vielleicht als das unmittelbarste und offensichtlichste Merkmal der deutschen

---

<sup>48</sup> Arlene A. Teraoka, "Detecting Ethnicity: Jakob Arjouni and the Case of the Missing German Detective Novel," *The German Quarterly* 72.3, Summer 1999: 275.

Sprache für jemanden, in dessen Muttersprache dieses grammatische Phänomen gar keine Rolle spielt. Dies lässt sich bereits durch Tawadas Erzählung von ihrer Begegnung und ihrem Umgang mit dem deutschen Genus in *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* bestätigen, wo die verschiedenen Bürogegenstände anhand ihres Genus der Autorin plötzlich lebendig vorkommen<sup>49</sup>. Letzten Endes macht die Benennung der Genera, insbesondere die Maskulinität und die Femininität, es ganz unvermeidlich, das grammatische Genus mit den menschlichen Geschlechtern zu assoziieren. Dieser Zusammenhang wird vor allem von Tawada in ihrem Gedicht *Die zweite Person* verdeutlicht, in dem die „Genuslosigkeit“ der Personalpronomen *Ich* und *Du* mit der „Geschlechtsflüssigkeit“ der durch die zwei Pronomen bezeichneten Personen gleichgesetzt wird. Diese Verbindung zwischen dem Genus als einem sprachlichen Konzept und dem Geschlecht als einer physischen Eigenschaft wird noch mal durch Tawadas Konstruktion der sogenannten von Schreibmaschine verkörperten „Sprachmutter“ bestätigt, die die zwei Konzepte in ein einziges Symbol kombiniert.

Wie alle andere menschliche Figuren ist die „Sprachmutter“ auch mit einem bestimmten Geschlecht ausgestattet, und zwar dem weiblichen Geschlecht. Für Tawada werden die zwei Geschlechter äußerlich durch die entsprechenden Geschlechtsorgane repräsentiert: weibliche Figuren tragen alle eine Gebärmutter in sich, und männliche Figuren ihre Hoden<sup>50</sup>. Geschlechtsorgane als ein literarisches Mittel symbolisieren unter anderem die Fähigkeit der Menschen, sich fortzupflanzen. Doch im Fall der „Sprachmutter“ wird diese Funktion der Geschlechtsorgane teilweise nicht erfüllt, denn die „Sprachmutter“ gebärt nicht ihre eigenen Nachwüchse, sondern adoptiert lieber Kinder aus anderen Sprachen. Damit vermittelt sie ihnen die Kraft, fremdsprachige Wörter frei zu interpretieren. Die versagte Gebärmutter von der

---

<sup>49</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 11.

<sup>50</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 24.

„Sprachmutter“ deutet darauf hin, dass ein Nicht-Muttersprachler als ein adoptiertes Kind einer Fremdsprache nicht dazu verpflichtet ist, vorgeschriebene sprachliche Regeln der Fremdsprache so wie die genetischen Merkmale von der leiblichen Mutter beibehalten zu müssen. Ihnen wird ein großer Spielraum bei der Anwendung fremdsprachiger Regeln gewährt. Durch ihren kreativen Umgang mit der Fremdsprache verschaffen sie sich eine eigenartige Perspektive, aus der sie sowohl die Fremdsprache als auch ihre Muttersprache anders als die jeweiligen Muttersprachler interpretieren und aufs Neue erschaffen können. In diesem Sinne ist die Fortpflanzungsfähigkeit der „Sprachmutter“ nicht bei den Nicht-Muttersprachlern geschwächt, sondern auf eine ganz revolutionäre Weise erheblich verstärkt.

Den Spielraum, der Tawada beim Erlernen der deutschen Sprache bewilligt, nimmt sie in seinem wörtlichen Sinne. In *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* macht sie es schon einmal deutlich, dass Nicht-Muttersprachler, anders als ihre muttersprachlichen Gegenüber, eine Art „spielerische Freude“ an der Sprache empfinden können<sup>51</sup>. Bei dem Gedicht *Die zweite Person* bringt Tawada wieder einmal die „spielerische Freude“ zur Sprache, und zwar mit einem kleinen Wortspiel von den fast gleichlautenden Wörtern *Genus* und *Genuss*<sup>52</sup>. Das Genus ist für die Autorin der Inbegriff der deutschen Grammatik, das Symbol der muttersprachlichen Korrektheit. Jedoch bei den „genuslosen“ Personalpronomen *Ich* und *Du* verschwindet ausnahmsweise der Befugnis sprachlicher Regeln. Diese „Genuslosigkeit“ nutzt die Autorin aus und wandelt dann zu ihrem eigenen nicht-muttersprachlichen Genuss um, der wiederum in Tawadas *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* zu seinem enormsten Ausmaß gebracht wird. In diesem Text werden selbst die Sprachregeln nicht mehr als festgelegte Richtlinie betrachtet, sondern als „Spielregeln“, mit denen man spielen und genießen darf. Die vorherigen adoptierten Kinder der Fremdsprache

---

<sup>51</sup> Yoko Tawada, „Von der Muttersprache zur Sprachmutter,“ in *Talisman* (Tübingen: konkursbuch, 1996), 15.

<sup>52</sup> Yoko Tawada, *Abenteuer der deutschen Grammatik* (Tübingen: konkursbuch, 2010), 23.

werden ebenfalls zu „Spielpolyglotten“ umbenannt, dabei untermauert Tawada ihre anfängliche Behauptung, dass „spielerische Freude“ an der Sprache den Nicht-Muttersprachler gewährleistet ist.

Diese durchgehende Entwicklung von dem oben erwähnten Thema, das in Tawadas literarischen Werken immer wieder erscheint, zeugt gleichzeitig von dem Prozess der Entstehung interkultureller Identität. Die erste Begegnung mit dem grammatischen Konzept des deutschen Genus, die spätere Gleichsetzung des Genus zu den menschlichen Geschlechtern, und die letztlich Erzeugung der „Sprachmutter“, deren sonderliche Fortpflanzungskraft ihren adoptierten Kindern eine „spielerische Freude“ schafft, entsprechen jeweilig die drei Phasen von der Entstehung interkultureller Identität, nämlich 1) die Begegnung des sprachlichen Andersseins, 2) die Auseinandersetzung und die Versöhnung mit dem Neuen und dessen Annahme, 3) und letztlich, die Vermischung von den verschiedenen Sprachegos und die daraus entstandene interkulturelle Identität. Deshalb lässt meine These sich nicht nur durch die einzelnen Texte von Tawada bestätigen, sondern auch anhand des Leitmotivs von ihrem Schreiben und Denken.

## **7. Schlussfolgerung**

Auf gegenwärtige soziolinguistische Theorien und Theorien des Spracherwerbs beruhend, halte ich am Anfang der Arbeit eine kurze Rückschau auf die Verbundenheit und die gegenseitigen Einflüsse zwischen Sprache und Identität. Diese Einsicht lasse ich dann in eine bestimmte Art von Identität einleuchten, und zwar die interkulturelle Identität, die in unserer heutigen globalisierten Welt immer häufiger erscheint und auch in den literarischen Werken von Yoko Tawada oft thematisiert wird. Inspiriert von den verschiedenen Theorien bringe ich ein Argument hervor, dass die Entstehung interkultureller Identität von Kontakten zwischen

unterschiedliche Sprachen vermittelt wird, deren Prozess sich in drei verschiedene Phasen gliedert: 1) die Begegnung des sprachlichen Andersseins, 2) die Auseinandersetzung und die Versöhnung mit dem Neuen und dessen Annahme, 3) und letztlich, die Vermischung von den verschiedenen Sprachegos und die daraus entstandene interkulturelle Identität. Fünf Texte von Yoko Tawada nehme ich folglich als Beweismaterial, um die These nachzuweisen. Einerseits bestätigen Tawadas *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* und ihre drei Gedichte meiner Analysen zufolge die Hypothese jeweilig aus literarischer und poetischer Perspektive, in denen die drei zuvor erwähnten Phasen der Entstehung interkultureller Identität auf chronologische Weise dargestellt werden; andererseits veranschaulicht Tawadas Essay *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* die Änderungen und Auswirkungen, die eine interkulturelle Identität ihren Subjekten herbeiführt. Letztlich setze ich mich dafür ein, dass Tawadas Texte durch eine einzige Hauptlinie „Geschlecht-Genus-Genuss“ zusammengestellt werden können, dadurch wird meine These noch einmal bestätigt. Zusammenfassend bietet meine Arbeit den Forschern eine soziolinguistische Methode an, sich mit Tawadas Literaturwerken auseinanderzusetzen. Dieses Projekt beleuchtet ein neues Zeitalter der deutschen Literatur für eine veränderte multikulturelle Gesellschaft im deutschsprachigen Europa, und trägt zu einer besseren interkulturellen Kompetenz und Verständnis durch das literarische Reich bei, das für die sich schnell ändernde Weltgemeinschaft dringend nötig ist.

## Verzeichnis der benutzten Literatur

### *Primärliteratur*

Tawada, Yoko. "Von der Muttersprache zur Sprachmutter." in *Talisman*, 9-15. Tübingen: konkursbuch, 1996.

Tawada, Yoko. "Sprachpolizei und Spielpolyglotte." in *Sprachpolizei und Spielpolyglotte* 25-37. Tübingen: konkursbuch, 2007.

Tawada, Yoko. *Abenteuer der deutschen Grammatik*. Tübingen: konkursbuch, 2010.

Tawada Yoko. *Wo Europa Anfängt & Ein Gast*. Tübingen: konkursbuch, 2014.

### *Sekundärliteratur*

Ahearn, L. M. *Living Language: An Introduction to Linguistic Anthropology*. Chichester: Wiley-Blackwell, 2012.

Brown, H. Douglas. *Principles of Language Learning and Teaching (Edition 6)*. New York: Pearson Education ESL, 2014.

Bucholtz, M. and K. Hall. "Language and Identity." in *A Companion to Linguistic Anthropology*, edited by Alessandro Duranti 369-394. Chichester: Basil Blackwell, 2004.



Clifford, James. *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*. Cambridge: Harvard University press, 1988.

Fischer, Sabine. "Yoko Tawada 1960-." *Encyclopedia of German Literature*, edited by Matthias Konzett. Chicago: Routledge, 2000.  
<http://search.credoreference.com/content/title/routgermanlit>.

Holdenried, Michaela. "Eine Poetik der Interkulturalität? Zur Transgression von Grenzen am Beispiel von Yoko Tawadas Schreibverfahren und Sprachprogrammatisierung." in *Yoko Tawada Fremde Wasser: Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*, edited by Ortrud Gutjahr 169-185. Tübingen: konkursbuch, 2012.

Gelzer, Florian. "'Wenn ich spreche, bin ich nicht da.' Fremdwahrnehmung und Sprachprogrammatisierung bei Yoko Tawada." *Recherches Germaniques*, 29, 1999: 67-93.

Guiora, A. "Language, personality and culture, or the Whorfian Hypothesis revisited." in *On TESOL '81*, edited by M. Hines & W. Rutherford 169-177. Detroit: Annual Conference of Teachers of English to Speakers of Other Languages, 1982.

Gutjahr, Ortrud. "Über die Muttersprache als erste Fremdsprache und Kursänderungen." in *Yoko Tawada Fremde Wasser: Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*, edited by Ortrud Gutjahr, 41-45. Tübingen: konkursbuch, 2012.

Kramsch, C. "The symbolic dimensions of the intercultural." *Language Teaching*, 44, 2011: 354-

367.

Saussure, Ferdinand de. *Course in General Linguistics*. Translated by Wade Baskin. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.

Teraoka, Arlene A. "Detecting Ethnicity: Jakob Arjouni and the Case of the Missing German Detective Novel." *The German Quarterly* 72.3, Summer 1999: 265-289.

Weinreich, P. "The operationalisation of identity theory in racial and ethnic relations." *Theories of Race and Ethnic Relations*, edited by J.Rex and D.Mason 299-320. Cambridge: Cambridge University Press, 1986.

### ***Internet***

„Wie viele Ichs hat das Japanische?“ *Japanisch-Netzwerk*. Accessed February 13, 2017,  
<https://www.japanisch-netzwerk.de/texte/ich.html>

„Wie viele Dus hat das Japanische?“ *Japanisch-Netzwerk*. Accessed February 13, 2017,  
<https://www.japanisch-netzwerk.de/texte/du.html>